

Nr. 267. Bromberg, den 20. November 1935



(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ja, und da sehen sie nun die Bescherung in dem schönen, langgestreckten Stallgebäude, das den Kühen als geräumiges Quartier dient. Ein Glück nur, daß die meisten draußen auf der Weide sind seit dem frühen Morgen — nur eine Bleß, die vor kurzem gekalbt hat, mit ihren Kälbern, ein widerspenstiger Stier und zwei, drei „Unpäßliche" sind drinnen gewesen, als das Geschoß die Decke durchschlug und drinnen krepierte.

Kein angenehmer Anblick, verdammt nochmal!

Von den Tieren ist außer einem der kleinen Kälber, das wie durch ein Wunder unversehrt blieb, keines mehr am Leben. Einige Boxen sehen so demoliert aus, als hätte ein verrückt gewordener Holzhacker sie kurz und klein geschlagen. Futterkrippen hängen zerfetzt von den Wänden. Im Dach klafft ein mächtiges Loch, und es riecht noch in dem ganzen Stall, als wäre der Leibhaftige da oben mit Gestank herausgefahren. Ein wahres Glück bei allem, das kein Feuer entstanden ist.

Die Knechte spucken in die Hände: Da muß natürlich schnellstens Ordnung geschaffen werden, potz sapperlot! Na, wenn eine Granate schon solche teuflische Unordnung und Schweinerei anrichten kann, wie muß da wohl so ein Schlachtfeld nach „getaner Arbeit" aussehen! Man hat einen fatalen Geschmack im Munde.

Annemarie von Repkow ist als erste auf das überlebende der Kälber zugestürzt, die ihre besonderen Lieblinge waren, und hat es hinausgeführt. Die Augen schimmern ihr feucht. Immer wieder drückt sie den Kopf des kläglich blökenden Tieres an sich, das aus großen, trauervollen Augen wie hilfesuchend zu dem Mädchen emporblickt.

Frau Jutta steht hinter ihr, legt ihr sacht den Arm um die Schulter.

„Krieg — Annemarie. So sieht der Krieg aus."

Annemarie von Repkow strafft sich in den Gelenken. Ihre Hand streicht noch immer mit leiser Zärtlichkeit über den Hals des Kälbchens, das nun ruhiger wird.

„Ich weiß, Mutter. Ich weine auch nicht, ich bin nur ein wenig traurig."

Sie führt das Jungtier hinüber zu dem Pferdestall, wo in einer der Boxen ihr Reitpferd Manfred steht, ein schneeweißer Vierjähriger, mit rosigem Maul und klugen Augen und einem langwehenden Schweif, der wie ein Seidenschal nun um die Flanken schlägt.

Hier stellt Annemarie das Kälbchen ein, das sich gleich wohlig in die warme Streu fallen läßt.

„Mußt ein bißchen auf das Baby aufpassen, Manfred, bis wir ihm am Abend eine neue Mutter geben können."

Die kleine Baronesse Repkow lehnt eine Weile neben dem Schimmel, der den Kopf zurückgelegt und mit leicht gespitzten Ohren zuhört, als verstände er jedes Wort. Leise wiehert er vor sich hin.

Drüben im Kuhstall regen sich geschäftige Hände, um die Trümmer beiseite zu bringen und wieder Ordnung zu schaffen. Von weither kommt noch immer der Widerhall von Gewehrschüssen, und sehr fern liegt das dunkle Gebrumm von Kanonen in der Luft.

Heiß brennt die Sonne über dem Dorf.

*

Blutrot geht die Sonne am Abend unter. In den Dorfgassen wird es lebendiger. In der Ferne ist es still geworden, das Schießen ist verstummt. Die verhaltene Spannung und Erregung, die tagsüber das Dorf wie in einem Bann hielt, läßt nach, sie kommen aus den Häusern heraus, im Schatten des tiefer werdenden Abends, man muß miteinander sprechen, seine Gedanken und Meinungen austauschen, im Krug, vor der Mauer, die, noch zum Teil erhalten, sich um das Dorf spannt, vor dem Repkowhof, wo heute am Tage ein verirrtes Geschoß einen so heißen Gruß herüberschickte, am Brunnen vor dem schon halb verfallenen Mauertor, der gar nicht weit ab vom Repkowhof steht. Von da aus kann man am besten weit in das Land hinaussehen. Vielleicht in der Ferne Brandfackeln züngeln sehen, daß das Gefecht vom Tage wieder auflebt, und man mit gruseliger Neugier etwas von den Feuerbahnen der Geschosse erblicken und den heißen Atem kriegerischer Aktionen spüren kann.

Da flattern neue Gerüchte auf. Einer weiß immer mehr als der andre. Jawohl, französische Regimenter sind von neuem in die Mark eingefallen. Berlin heißt die Losung. Berlin wollen sie haben, die Rothosen! Man wird sie ihnen versohlen, haha! Noch bevor sie überhaupt hinkommen. Der General Blücher sei schon in Eilmärschen unterwegs, freiwillige Jäger hätten sich schon seit Tagen hinter Großbeeren gesammelt. Der Sohn vom Bauer Päsel sei gestern auch auf und davon, um sich zu stellen. Na, der würde ja nicht schlecht dreinschlagen, so ein Koloß, wie der sei! Ach, wenn man bloß mehr wüßte, verdammt noch mal!

Nein, man kann nichts sehen. Nichts hören. Die Nacht ist totenstill und dunkel. Wie ein erregendes Geheimnis.

Und langsam lösen sich die Menschengruppen in und vor dem Dorf wieder auf und eilen die stummen Gassen dahin in die Sicherheit ihrer Häuser.

Man muß morgen wieder früh an das Tagewerk, wie alltäglich. Dieser Krieg mußte sein, aber die Arbeit der Daheimgebliebenen darf deshalb nicht ruhen. Befehl des Königs: Den Krieg führen meine Soldaten, der Bauer hat zu arbeiten. Es darf keine Not aufkommen.

Annemarie von Repkow schläft nicht. Ihr liegt in dieser Nacht das Herz zu schwer in der jungen Brust. Und in der Giebelstube, die ihr Reich ist, brütet noch die Hitze des heißen Sommertages. Sie ist gewiß kein schlappes, zimperliches Mädel, so sind die Repkows nie gewesen. Aber zum erstenmal hat sie an diesem Tage etwas von der Brutalität jener geheimnisvollen Macht gespürt, die Zerstörung, Vernichtung, Tod heißt. Und der hilflose Blick des geretteten Kälbchens geht ihr nicht so leicht aus dem Sinn. Das Herz einer sechzehnjährigen Jungfer muß sowas erst überwinden.

zumal wenn es alle Tiere in so starker Liebe umschließt, wie das der kleinen Repkow.

Und dann schnellt sie plötzlich mit einem Ruck aus den Kissen und sitzt steil aufrecht.

Da ist es wieder — worauf die Leute im Dorf bis in den späten Abend mit gruseliger Neugierde gewartet haben.

Stimmenlärm — gar nicht so weit ab — in der Nachtstille um so deutlicher und beängstigender herüberdringend. Grelle Rufe! Gebrüll. Eine Gewehrsalve, es fegt durch die Nacht wie ein toller Graupelschauer, der an die Fenster schlägt. Dann einzelne Schüsse. Es zischt und singt förmlich durch die zerbrechende Ruhe dieser späten Nachtstunde.

Aufschreien! Pferdegewieher. Stöhnende Laute.

Annemarie ist mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett gesprungen. Hin zum offenen Fenster. Ganz klar stehen alle Millionen Sterne am Himmel, und es duftet nach Heu und betauten Wiesen.

„Vive l'empereur —!"

Der Schrei erstirbt in einem Gurgeln — mattes, metallisches Klingen dazu, als schlüge Degen gegen Degen. „Hol' dich der Satan!"

Und dann Pferdegetrappel, wild und verworren und verstiebend, noch zwei, drei Schüsse, und die Stille der Nacht fällt wieder über das weite Land. Fern noch einmal der Klang der Hufe jagender Gäule, und dann nichts mehr.

Als wäre ein kurzer, sekundenschneller Spuk verflogen.

Annemarie hat die Hände gegen das klopfende Herz gepreßt. Was war das? Der Altknecht Schmersow hat am Tage noch davon gesprochen, daß man sich wohl auf Patrouillen oder Einquartierung gefaßt machen müßte. Sind da vielleicht zwei solcher Patrouillen aufeinander gestoßen?

Annemarie fröstelt ein wenig.

Es kann ja nicht weit gewesen sein, wo eben der kurze Kampf stattgefunden hat. So nah und deutlich hat alles geklungen. Und nun — da — sie beugt sich weiter zum Fenster hinaus.

War da nicht eben ein Stöhnen?

Tapsende Schritte?

Annemarie richtet sich auf. Ihr Herz schlägt mit einemmal ganz ruhig und fest. Im Haus scheint es ganz still zu sein, da hat vielleicht niemand im ersten, festen Schlaf etwas von dem nächtlichen, kurzen Intermezzo gehört.

Hastig schlüpft Annemarie von Repkow in die Kleider, streift die Schuhe über, es ist, als sage ihr eine geheimnisvolle Stimme, was sie zu tun habe.

Und dann steht sie auf der Treppe im linken Seitenflügel des weitläufigen Hauses, horcht in die Dunkelheit unter sich und steigt vorsichtig nach unten.

Wohin denn? Wohin denn?

„Da braucht einer Hilfe", sagt die fremde, geheimnisvolle Stimme, „geh nur, Annemarie. Mit sechzehn Jahren ist man kein Kind mehr, und die Tochter des Obersten Eyke von Repkow schon lange nicht."

Knarrend geht die Hallentür auf, die nach vorn über eine breite Terrasse zum Anfahrtsweg hinausführt, den hohe, ewig raschelnde Pappeln zu jeder Seite umsäumen. Nero, der mächtige Schäferhund, jagt aus einem Schattenfleck hinzu, wedelt mit dem Schweif und stößt einen kurzen, fröhlichen Laut aus. Er ist der Wächter hier im Vorgarten.

Annemarie streicht ihm schnell über das Fell.

„Mitkommen", sagt sie.

Nero scheint das ungeheuer angenehm zu sein, er jagt in langen, huschenden Sätzen den breiten Weg voraus. Hinaus durch die Einfahrt, auf die Straße.

Mondlicht spült über Hecken und Winkel.

Annemarie steht eine kurze Weile still.

Flüchtiger Gedanke: Es ist im Dorf bekannt gemacht worden — schon seit Tagen —, nachts nicht die Häuser zu verlassen. Frau von Repkow selbst hat diese Anordnung veranlaßt.

Ach, das gilt in dieser Stunde nicht. Und nun weiß Annemarie schon, in welche Richtung sie sich zu wenden hat. Nero bleibt dicht an ihrer Seite. Er weiß, daß er hier eine Wächterrolle zu spielen hat.

Da ist das alte Tor in der Mauer. Vor der Mauer muß es gewesen sein. Wieder steht Annemarie eine Weile still.

Kein Laut zu vernehmen. Und dennoch könnte sie darauf schwören, vorhin ein Stöhnen gehört zu haben, schleppende Schritte.

Neros Ohren werden ganz spitz, seine Schnauze streckt sich witternd vor, ein leises Jaulen, da hat Annemarie sein Halsband ergriffen und läßt sich von ihm ziehen. Auf Neros Nase ist Verlaß!

Quer über den weiten Wiesenplatz zum Brunnen hin! Die Linde rauscht mächtig im Nachtwind, der aufgekommen ist. Und nun läßt Annemarie von Repkow das Halsband los und flüstert: „Kusch, Nero, kusch!" und dann steht sie selbst einige Sekunden lang wie festgewachsen unter dem Blätterdach des Baumes und starrt auf die Bank dort, und Nero steht wie ein Standbild, leicht geduckt in den Hinterschenkeln, bereit, auf den leisesten Befehl zuzuspringen.

Aber der kommt nicht.

Annemarie streicht flüchtig über sein gesträubtes Fell, sagt: „Ruhig, Nero, sehr ruhig!" und atmet tief und geht auf die Bank zu.

Ein bißchen Silberlicht rieselt da durch die Blätter der Linde, und in diesem Licht hat Annmarie Achselschnüre aufblitzen sehen, den silbergeflochtenen Korb eines Degens, der zerbrochen an der Erde liegt — und da ist nun auch wieder das leise Stöhnen, das das Rauschen des Baumes bisher verdeckt hat.

Zwei Augen brennen aus der Dunkelheit heraus.

Ein Flüstern:

„Holst du mich — in den — Himmel?"

Ein Schauer rinnt Annemarie über den Leib. Diese matte, zerfließende Männerstimme, in der das Fieber flackert.

„Schöner — guter — Engel!"

Da steht sie dicht vor dem Verwundeten. Mit einem Blick erkennt sie die Uniform, blutbefleckt, zerrissen. Sieht das weiße Gesicht. Jung, so jung. Ein Leutnant von den freiwilligen Jägern. Die Obristentochter Annemarie von Repkow sieht das alles sofort, und auch die verkrampfte Faust über der Brust sieht sie, hinter der es rot hervorquillt.

Da gibt es kein langes Überlegen.

Ein kräftiger Ruck an dem Kleidersaum — und es gibt einen langen Verbandstreifen. Der Brunnen gluckst, als er das kühle Wasser spendet. Und der bleiche Jägerleutnant stöhnt lauter, als ihm das feuchte Tuch über Stirn und Gesicht fährt, Blut- und Schmutzspuren fortwischend, die Fieberwärme mildernd.

Immer wieder gleitet das Tuch mit neuer Kühlung über die Stirn.

Wie lange schon? Die Nacht raunt, die Silbersterne am märkischen Himmel glänzen hell.

Die heißen, irren Fieberworte des Verwundeten werden stockender. Er träumt nicht mehr, daß da ein Engel seinetwegen vom Himmel herabgestiegen sei, um ihn mit nach oben zu nehmen. Schon lange hat er die verkrampfte Faust von der Brust sinken lassen und auch dort, gleich neben dem Herzen, wo aus dem zerfetzten Waffenrock zwischen den silbernen Schnüren das Blut hervorsickerte, hat das kühle Tuch sich aufgepreßt und das Tröpfeln gestillt.

Und nun rückt der herabgesunkene Kopf des jungen Leutnants plötzlich hoch, das weiße Gesicht blickt gerade in Annemaries stille, besorgte Züge.

Ganz klar und deutlich kommt es von den Lippen:

„Ein Engel — aus Fleisch und Blut?"

Die ersten fieberfreien Worte. Groß und ernst und fast andächtig sehen diese Augen in dem schmalen Jünglingsgesicht aus. Annemarie zuckt zusammen.

„Nicht sprechen", flüsterte sie. „Sie haben ordentlich was abgekriegt, können Sie —"

Ein mattes Lächeln in dem weißen Gesicht, auf dessen Oberlippe nur ein schwacher Schimmer von Bart zu sehen ist.

„Ist ja nicht so schlimm", murmelt der blasse Mund unterbrechend. „Wird alles wieder geflickt werden. Gut, daß die Bank hier nicht so weit —"

Er verstummt. Wie ein Schatten gleitet es über das Gesicht. Ein Zucken läuft um den Mund, die Winkel ziehen sich auf eine schmerzhafte Weise herab.

„Und — die andern", — fragt er mühsam. „Wo sind — die an —"

Sein Blick erstarrt. Erinnerung an eben Erlebtes wacht darin auf.

„Es lebe der — König!" flüstert er. „Drauf und — dran —, zuhau'n, zuhau'n — oh — mein Pferd —"

Erschrocken hat sich Annemarie tiefer über ihn gebeugt, preßt das feuchte Tuch von neuem auf seine Stirn.

„Können Sie ein kleines Stück gehen?“ fragt sie eindringlich. „Nur ein Stückchen. Sie müssen ins Bett, Sie müssen —“

Plötzlich wird sie sich ihrer eigenen Hilflosigkeit bewußt. Jemanden vom Hofe holen? Aber dannmuß sie den hier allein auf der Bank lassen.

Der Verwundete hat sie verstanden. Die Fieberwelle ebbt ab. Die Beingelenke straffen sich. Die Augenlider reißen wieder auf.

„Ja, ja, ein Stück wird's wohl langen, gehen wir.“

(Fortsetzung folgt.)

Erleuchtung im Teefeld.

Skizze von **Carl Heinz da Venza.**

Das durfte so nicht weitergehen. Schließlich war er Kunstmaler. Mochte er auch leichtsinnigerweise auf Java hängengeblieben sein, so konnte er seine Zeit doch nicht damit verbringen, von Plantage zu Plantage zu ziehen, um den Pflanzern die Plantagen abzumalen. Die Herrschaften verlangten Ansichtspostkarten in Kajütkofferformat, mit denen sie später in Holland ihre „indischen Salons“ schmücken und die „indischen Kampfjahre“ herauskehren konnten. Sein „inneres Organ“, wie Straten das geheimnisvoll schöpferische Zentrum des Künstlers nannte, mußte bei solcher Arbeit verkümmern. Das machte ihm Sorge. Auf lange Sicht war diese Tätigkeit zu verwerfen, um so mehr als sie ihm nicht die Mittel einbrachte, den zweiten Teil seines Reiseprogramms zu verwirklichen.

Er beschloß, sich mit seinem augenblicklichen Auftraggeber und Gastherrn über die knifflige Lage auszusprechen.

Mynheer van Gennep, Administrator der Teepflanzung Tjibidöng, empfing den Maler auf der Vorgalerie seines Hauses und bot wie immer einen Whisky an. Als sie in den langen Stühlen lagen, kramte der Holländer zunächst die neuesten Witze aus, die ihm ein Nachbar von jenseits des Urwaldes telephonisch übermittelt hatte. Straten sah in die Landschaft hinaus, in den blitzenden Raum von Glut und Licht, der aus den Wasserreisfeldern und Bambushainen der Tiefebene emporwirbelte. Er dachte daran, mit welcher unendlichen Mühe er einst die Bewegnug des tropischen Lichtes zu malen versucht hatte. Vor Monaten in der Südsee, wo ihm in glücklicher Einsamkeit die besten Bilder gelangen. Er war überzeugt, mit diesen Bildern in Europa überraschen zu können. Museen- und Kunstkenner würden sie zu schätzen wissen, und sein Geldbeutel würde sich noch einmal zu jener strotzenden Gesundheit erholen, die seine jetzige Reise bestritten hatte. Wunderbar . . .

„Prost!“ sagte van Gennep. — Stratens Gedanken sammelten sich. Er bat den Pflanzer kurz und bündig um eine Anstellung auf der Plantage.

Was der Maler nie erwartet hatte, trat ein: Der Holländer lachte ihn glatt aus.

Straten bemühte sich krampfhaft weiter. Er beteuerte, genug auf Plantagen herumgekommen zu sein, um den Teebetrieb zu kennen.

Van Gennep ließ sich auf gar nichts ein. Er hielt Straten für ein Genie und dachte: Genies sind faule Beamte.

Laut sagte er: „Dat is nix voor jou, beste vent. Er will Cente verdienen, stimmt's? Er will nach Amerika, Deutschland, Paris und seine gemalten Schinken ausstellen. Das Geld dazu kann Er als Feldassistent nicht so schnell verdienen, und unser Beruf ist für die Pfanzer da. Aber Er kann etwas anderes. Er kann uns eine Erfindung machen.“

Der Deutsche wußte nicht, ob er heulen oder lachen sollte. Hätte van Gennep nicht mit einem bewunderungswürdigen Freimut seine Meinung zu erörtern begonnen, wäre der Maler wahrscheinlich ausgerückt. So aber mußte er hinhören. „Versteht Er mich?“ beschloß der Pflanzer seine Betrachtungen. Er schüttelte sich aus einer lackierten Dose ein Teemuster auf die Hand und hielt es dem anderen unter die Nase. „Sieht Er die roten Stielchen im schwarzen Tee? Die verderben Produkt und Markt und alles! Hundert Sortierfrauen in jeder Fabrik, und nicht den zehnten Teil kriegen sie raus — tai andjing!“

Straten ergriff noch einmal die Gelegenheit, seine mageren Kenntnisse anzubringen. Er wußte auch wirklich, daß die gepflückten Teestrauchlote holzige Enden haben, die nicht wie die Blätter fermentieren und daher in den Trocknern rot bleiben.

Van Gennep schien dieses Interesse zu erwärmen. „Und dabei ernten wir „jung“!“ fuhr er fort, „sonst würden wir in Stielen ersaufen! So ist es. Erfinde Er was mit Seinem Organ, was Stengel und Blätter scheidet!“

Ein reichlich naives Verlangen! Den jungen Mann berührte die Sache peinlich . . .

Drei Tage später war das Bild der Teeplantage „Tjibidöng“ fertig. Was jetzt? Andere Teepflanzungen abkonterfeien, mit herrschaftlichen Häusern, rauchenden Vulkanen, schwarzbraunen Kulis? Immer so fort?

Van Gennep sagte ihm, daß er um Himmelswillen noch bleiben solle. Als Gast, der netten Gesellschaft wegen. Aber der letzte Rest von Humor und Ruhe hatte den Maler verlassen. Er lief in die Teefelder hinaus, wollte bis an den Urwaldrand, um Affen und sonstige vergnügliche Wesen zu sehen. Als er zur Grenze der Pflanzung kam, sah er nur lange Reihen von Teepflückerinnen, deren Gesang alle Tiere des Urwaldes verscheucht hatte. Die Weiber streiften durch die grünen Felder und zupften an den Sträuchern herum, als ob sie Flöhe fingen. Straten sah eine Weile zu. Die roten Stielchen im schwarzen Tee fielen ihm ein. Die Erfindung und alles, was van Gennep gesagt hatte: Steigerung des Ertrags um ein Drittel, Ersparnis von Hunderten von Sortierfrauen, Wertsteigerung per Pfund Tee von zehn indischen Cent. Macht per Plantage an Mehrgewinn 200 000 Gulden im Jahr. Für die Kolonie rund fünfzig Millionen . . . fünfzig Millionen . . .

„Wahnsinn!“ dachte der Deutsche. Er hatte den ganzen van Gennep mit seinem Erfinderfimmel allmählich satt. Er riß einen Ast vom nächsten Teestrauch und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs warf er ihn fort. Es blieb ihm von der Rute ein grüner Schößling mit vier Blättchen in der Hand. Irgend ein heimlicher uneingestandener Wille hatte dafür gesorgt. Straten wußte, daß diese Zweiglein in wilden Haufen täglich in die Fabrik eingebracht wurden. Die welke Masse kam in die Pressen, wurde gerollt, geschnitten, getrocknet. Da mußte man Teufel sein, um aus dem millionenfältigen Durcheinander die winzigen roten Teilchen herauszuzaubern. Solchen Gedanken nachzuhängen, wider Willen nachzuhängen, war die scheußlichste Vergewaltigung, die einem eine Sache antun konnte. Er mochte vor Ärger nicht einmal schlafen.

Als es endlich dunkel und sammetweich in ihm wurde, schwebten die Bilder des Urwalds und der pflückenden Frauen durch seinen Traum. Merkwürdigerweise schien dieses Gesicht den Verstand zu reizen, so daß er wieder erwachte. Aber es war ein vertieftes Wachsein, das folgte. Gedanken und Vorstellungen wurden mit ungewöhnlicher Klarheit auf die Ebene des Bewußtseins projiziert. Es war eine Hellsichtigkeit, die aus der Tiefe des Unbewußten gespeist wurde. Er sah eine Teepflückerin und konnte jede Bewegung verfolgen, die Körper und Hände vernunftgemäß unternahmen. Es reizte ihn, sich den ganzen Ernteverlauf auf diese Weise auszumalen. Diese einfache Betrachtung der Dinge, so war ihm jetzt klar, mußte erfinden können, wo überhaupt etwas Verborgenes zu erfinden war.

Da rückte schon wieder das Bild der Pflückerinnen vor seinen Geist. Es begann sich zu regen, wunderbar langsam, je nach Bedarf. Jetzt blieb es stehen, er hatte es angehalten.

Straten sprang auf. Er hatte unglaublich witzige Dinge gesehen. Er lief vor den Spiegel, träumte er nicht? Es kicherte in ihm. Berauscht schritt er durchs kleine Haus. Er kochte sich Kaffee. Rauchte. Trat an das Fenster. Über die Felder und schwarzen Akazien huschte wie ein Gespenst das erwachende Tageslicht.

Die Erfindung war fertig.

Bei Sonnenaufgang stand er schon bei den Teepflückerinnen im Feld. Wenn eine Frau eine Hand voll gepflückt hatte, erhaschte er ihre Faust und erbrach sie. Die Sache stimmte. Da lagen die Zweige wie Streichhölzer nebeneinander, die Stielchen daumenwärts, die Spitzen beim kleinen Finger. Wurde der Bündel in den Erntesack auf dem Rücken geworfen, zerfiel die mechanische Ordnung

unwiederbringlich. Aber der Apparat, den Straten ersonnen hatte, der würde in diesem Augenblick Blätter und Stiele scheiden.

Er war gerettet. Es dauerte dreimal vier Wochen, da kamen aus Deutschland die kleinen blitzenden Apparate an, die sich die Teeweiber wie kostbaren Schmuck um den Bauch schnallten. Auch Prozesse kamen, Kämpfe der Eifersucht. Aber das störte nicht. Endlich kam auch das Geld.

Als Straten am Heck des Ozeandampfers stand mit Hunderttausenden indischer Gulden, winkte ihm der Patent-Teilhaber van Gennep den Abschied hinauf.

Land im Herbst.

Von Gottfried Keller.

Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
Er träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
Drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verschollner Ahnen,
Der kaum erstrittnes Land besät,
Indes zu seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Händen
Die Körner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End' zu Enden
Ein jüngst vertriebnes Volk geschürft?

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken,
Läßt er den toten Staub verwehn;
So seh' ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Gruße
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden wir die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand;
Wir gehn und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land!

Auf der Düne.

Von Hans Stegweit.

Neulich stand ich auf einer Düne und schaute nach Norden über die See, vielleicht die Küste meiner Herkunft ahnend, vielleicht nach der Stimme jener Väter horchend, die Staub werden mußten wie der wehende Sand unter meinen Füßen.

Da schreckte mich der Zuruf eines Zweifelnden auf: „Du siehst, auch sie sind Sand und Erde geworden — welchen Sinn hat es noch, daß wir bauen? Alles vergeht, alles verweht, und wir belasten uns mit Schmerzen um solcher Zukunft wegen!"

Ich antwortete: „Wer so denkt wie du, der sollte auf der Stelle schon zu Staub und Asche werden. Ein tiefes Denken ist gut und notwendig. Doch zu tief in die Erde hinein, dort fangen die Feuer der Hölle an. Und merke auch dies: Wir müssen fruchtbar sein bis zur Reise; doch das Überreife scheint mir der Anbeginn der Fäulnis. Und außerdem: Wir bauen Dämme und weihen Häuser der Arbeit; wir trocknen Sümpfe aus und streuen die Saat in die Äcker des Brotes. In all diesen Werken aber lebt der Geist und der Staub derer weiter, die einst unsere Väter waren — also dienen auch die Vergangenen noch immer der Unvergänglichkeit. Woher willst du wissen, ob wir nicht heute noch von jenem Nutzen zehren, den die Väter für uns getan? Und wo wärest du selber, hätte nicht von Urzeit her dein Ahnherr das Lieben und Kämpfen gekannt um der Zukünftigen willen? Wer nicht an die Unvergänglichkeit dessen glaubt, was er heute zu schaffen hilft, ist gar nicht wert, daß er überhaupt da ist, er ist nur wert, daß er vergeht und . . . zweifelt wie du!"

Der Nachbar auf der Düne verließ mich; und ich sah, daß er schon ein Greis von achtzig Jahren war. Am Abend aber traf ich ihn im Garten seines Dorfes, wo er ein winziges Bäumchen pflanzte. Sein Gesicht war heller, war gläubiger; denn der Alte sprach: „Schau, ich pflanze einen Apfelbaum; doch dieser wird erst Früchte tragen, wenn ich längst verdorben bin. Aber ich sehe schon die Enkel bei der Ernte, und ich sehe auch die Bäume in tausend Jahren, die aus diesen Kernen wachsen. Also habe ich dich verstanden — denk daran, wenn du wieder in der Heimat bist!"



Lustige Ecke



Radrennen, Fahnenweihe und Irrtümer.

„Nach dem großen Straßenrennen „Rund um Riesa" kam der Sieger Strupp zu seiner Großmutter. Die Großmutter erschrak:

„Junge, Junge, wie siehst du denn aus?"

Strupp atmete erschöpft: „Ich habe den Riesaer Rekord gebrochen!"

Schimpfte das Großmütterchen: „Was frißt du auch alles in dich hinein, was dir nicht bekommt!"

*

Druckknopf liest vom großen Sportfest: „Der große Champion wurde gefeiert."

Schimpft Druckknopf: „Natürlich! Teure Pilze haben sie essen müssen!"

*

In Tetschen an der Elbe war Fahnenweihe des Turnvereins. Fragte Franke: „Was bedeuten denn die vier F auf eurer Fahne?"

Der Tetschener antwortete: „Frisch, fromm, fröhlich, fergnügt!"

*

Madame braucht Platz im Koffer.



„Du mußt auch diesen Anzug anziehen, er kann unmöglich im Koffer sein!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.